

FRANZ KAFKA
IN PRAG UND ANDERSWO

Zurück zum Text! Kafka müsse immer wieder neu und in neuen Zusammenhängen gelesen und quergelesen werden. Ähnliches gelte auch für die „Rezeption“ der Stadt Prag. So etwa lautete das Resümee, das Karin Andert, Studienleiterin der Evangelischen Akademie Tutzing, am Ende einer Tagung zog, die von 12.–14. Oktober 2001 in Rothenburg ob der Tauber stattgefunden hat, und an deren Vorbereitung auch das Goethe-Institut Inter Nationes Prag beteiligt war.

Als sich im April 2000, nach jahrelangem Tauziehen, das auf den Beobachter wie ein *Happening* zur Veranschaulichung der Texte des zu Ehrenden wirken mußte, der Prager Magistrat endlich dazu durchrang, einen Platz in Prag auf den Namen Franz Kafkas zu taufen, hatte dies außerordentliche Pressereaktionen zur Folge: Erst durch den Vollzug des wohl von vielen für selbstverständlich Gehaltenen wurde eine breitere Öffentlichkeit auf die skandalös stiefmütterliche Behandlung aufmerksam, die Mütterchen Prag seinem vielleicht bedeutendsten Sohn hatte angedeihen lassen. Damals entstand die Idee zu einer Tagung über die schwierige und unausgeglichene Beziehung zwischen Franz Kafka und seiner Heimatstadt.

Kurt Krolop (Prag) eröffnete den Reigen der Fachreferate mit einem Abriss der Rezeptionsgeschichte Kafkas in Prag und des Wandels der Kontextualisierung seines Werks: Max Brod hatte ein Bild Kafkas als eines gläubigen, beinahe heiligen Menschen gezeichnet. Diese Sichtweise dominierte bis zur Kafka-Konferenz in Liblice 1963, die das Interesse an den Texten in den Vordergrund rückte. Seit Mitte der sechziger Jahre gilt das Wörtlichnehmen Kafkascher Texte als einzig legitime Art und Weise der Annäherung. Zwar erschien nach und nach eine Vielzahl von Übersetzungen einzelner Texte Kafkas ins Tschechische, eine erste tschechischsprachige Kafka-Ausgabe wurde jedoch erst 1997 begonnen. Krolop wandte sich gegen reduktionistische Interpretationsversuche, die einzig auf Kafkas Prager Deutsch abheben. Prosa zu lesen und zu schreiben, bedeutete für Kafka ein sensibles Abhören von Sätzen auf ihre Rhythmik hin; die Architektonik seiner wohlgebauten Sätze erforderte einen langen Atem. Bemerkenswert auch im Hinblick auf sein Schreiben sei Kafkas Vorlesepassion. Wilhelm Schäfers Erzählung „Beethoven und das Liebespaar“ etwa habe er immer wieder vorgelesen, als „liefe er mit seinem ganzen Körper die Betonungen ab“. Krolop schloß mit dem Appell, man möge nicht herausfinden wollen, „was der Dichter sagen wollte, sondern was er gesagt hat“.

Der Vortrag von Josef Čermák (Prag), dem wohl maßgeblichen tschechischen Kafka-Forscher, kreiste um „Franz Kafka zwischen Mythos und Wirklichkeit“. Unklarheiten über das Leben Kafkas bildeten, so Čermák, den Nährboden für eine Legendenbildung, die auch die literaturwissenschaftliche Forschung nicht unberührt gelassen habe. Lücken im Wissen über Kafka seien mit viel Phantasie gefüllt worden. Die so entstandene Legende vom anarchistischen Kafka etwa müsse heute endgültig verworfen werden. Čermák erklärt die außerordentliche Mythenbildung um Kafka mit einer Gedächtnislücke von etwa 25 Jahren: Der Kafka-Boom setzte erst Ende der vierziger Jahre ein, und als dann die ersten Kafka-Forscher nach Prag kamen, präsentierten ihnen die befragten Zeitzeugen ein bereits unentwirrbares Gemisch aus

zutreffenden und falschen Informationen und Mystifikationen. Vor allem Michal Mareš (1893–1971), ein schillernder Abenteurer, der in seinem an Abwechslung reichen Leben unzähligen Berufen nachging, aber stets mit dem Anarchismus sympathisierte, muß hier mit seinen zum Teil frei erfundenen Berichten genannt werden. Dieser Mareš – der sich zeitweilig auf seiner Visitenkarte als „Dichter und Selcher“ oder tschechisch „básník a klobásník“ auswies –, und nach diversen literarischen Veröffentlichungen und einem langjährigen Gefängnisarrest verarmt starb, schuf immer neue Legenden. So auch die vom Anarchisten Kafka (mit dem er wenig Umgang hatte), die durch Klaus Wagenbachs einflußreiche Kafka-Monographie verbreitet und 1965 von Gustav Janouch weitergesponnen wurde. Für Kafkas Beziehung zum Anarchismus aber gibt es bis heute keinen einzigen Beweis. Marešs Berichte sind voller Unstimmigkeiten, ihre Glaubwürdigkeit ist in vielen Punkten widerlegt. Vor allem – so Čermák – sei Mareš im Erfinden von Kafka-Zitaten weit weniger begabt gewesen als etwa Janouch, dessen Fälschungen den Ton und das Register Kafkas besser trafen.

Das Flanieren in der Großstadt, die Art und Weise, wie es die Wahrnehmung beeinflusst und Kafkas Werk prägt, war der Gegenstand des Vortrags von Georg Guntermann (Trier). Von einem im Auto vorüberfahrenden Beobachter werde die städtische Welt als unverbundene Reihung zunächst unzusammenhängender Bilder erlebt, deren Beziehung zueinander er selbst herstellen muß, um einen Zugang zu dieser Welt zu finden. Ihre schnelle Abfolge steht dem Ruhebedürfnis des Betrachters entgegen. Kafka dagegen liebte das Flanieren; er zog das langsamere Tempo des Bilderwechsels vor. Besonders angezogen habe er sich von den Bewegung in gefrorener Form abbildenden Kinoplakaten gefühlt. Wiederholt spricht er in seinen Briefen von seiner „Gier nach den Plakaten“. Für den, der sich in der Stadt bewegt, werden aufgrund neuer Fluchtlinien vertraute Dinge ebenso fragwürdig wie die eigene Position. Die Steigerung der Erfahrung in der Großstadt bringt auch die Gefahr der Desorientierung mit sich, des Fremdwerdens der eigenen Person. Weil diese Entgrenzung eine Antwort verlangt, muß der Beobachter neue Koordinaten setzen und die Dinge auf ein faßliches Format zurückführen. Als probates Mittel, Ereignisse überschaubar zu machen, erzähle Kafka sie, als fänden sie auf einer Bühne statt. Seine ruhende Beobachtung zerlegte Gesamterscheinungen in einzelne Teile, um sie dann zu einer neuen Skizze zusammenzusetzen. Von Franz Hessel stamme die Bemerkung, Flanieren sei „eine Art Lektüre der Straße“, wobei die einzelnen wahrgenommenen Elemente, etwa Autos, Leute oder Bäume, prinzipiell gleichgewichtigen Buchstaben gleichzusetzen seien. Der Flaneur unterscheide nicht zwischen Wichtigem und Unwichtigem. Die so entstehende ästhetische Gleichwertigkeit führe dazu, daß alle, auch die eigenen Gewißheiten und Urteile bezweifelt würden. Mit dieser allgemeinen Fraglichkeit der Ansichten korrespondierten auch die skrupulösen Selbstzweifel Kafkas.

Die Ausführungen Hartmut Binders (Ludwigsburg) zu „Kafkas Stadtlandschaft“ relativierten die Bedeutung der großstadtspezifischen Wahrnehmungsweisen für die literarische Produktion Kafkas. Sei dieser tatsächlich ein genauer Beobachter städtischen Lebens gewesen, so finde dies höchstens mittelbar in seinen Texten Niederschlag. „Der Nachhauseweg“ sei wohl der einzige Text Kafkas, der eindeutig topo-

graphische Bezüge enthalte. Die Dämonisierung der Stadt als geheimnisvoll und mystisch etwa, wie sie beispielsweise Paul Leppins Schriften bestimmte, finde sich bei Kafka nicht wieder. Mit Max Brod habe dieser im Gegenteil Kritik an der Rückständigkeit der sozialen Einrichtungen Prags geübt. Allerdings habe Kafka seine Beobachtungen durchaus als Bausteine benutzt, die er dann vollkommen den Erfordernissen der jeweiligen Erzählung angepaßt habe. So erscheint etwa in einem Text Kafkas ein Motoromnibus, den es damals in Prag noch gar nicht gab. Erstaunlich sei vor allem das gänzliche Fehlen des Topos von der demolierten Stadt in Kafkas Texten. Weder die Regulierung der Moldau noch der Umbau der Moldaubrücken oder die Zerstörung des Prager Ghettos und die anschließende Errichtung von Sezessionsbauten in der Josefsstadt 1897 bis etwa 1919 fänden literarisch Niederschlag. Obwohl Kafkas unmittelbarer Lebenskreis für zwei Jahrzehnte in eine Baustelle verwandelt wurde, habe dieser die Erneuerung der Prager Altstadt nur ein einziges Mal flüchtig erwähnt. Generell spiegeln Kafkas Tagebücher und Briefe die wichtigsten Ereignisse der Zeit und aus seinem Leben nicht wider. In Kafkas Notizen findet sich beispielsweise nur eine einzige – belustigte – Erwähnung eines Vortrags von Rudolf Steiner. In Wahrheit aber habe Kafka elf Vorlesungen Steiners im voraus gebucht und auch besucht, allein acht davon über den Blutkreislauf. Kafkas Lebenszeugnisse, so resümierte Binder, verschweigen oft das Wesentliche, „wenn sie nicht überhaupt übergehen, was Kafka beeindruckt hat“.

In seinem Vortrag wandte sich der Leiter der Forschungsstelle Prager deutsche Literatur an der Bergischen Universität Gesamthochschule Wuppertal, Jürgen Born, dem „anderen Kafka“ zu, der sich nach der Idylle eines einfachen, überschaubaren Lebens gesehnt habe, das der Prokreation anstelle der Kreation gewidmet ist. Von seinem 18. bis 22. Lebensjahr war Kafka ein eifriger Leser der Zeitschriften „Die Gartenlaube“ und vor allem „Der Kunstwart“, die er sogar abonniert hatte. Hingezogen fühlte er sich in dieser Zeit zu Autoren wie Hebel, Eichendorff, Claudius, Stifter. Es sei verfehlt, so Born, diese frühe Hinwendung zum „Kunstwart“ und seinen geschmacksbildenden Kategorien der Wahrhaftigkeit, Natürlichkeit und Schlichtheit des Stils als Jugendsünden Kafkas abzutun. Die Bauern, mit denen Kafka während seines Landaufenthaltes in Zürau 1917 in Kontakt kam, hätten ihn tief beeindruckt. In einer Tagebucheintragung bezeichnet er sie als „Edelmänner, die sich in die Landwirtschaft gerettet haben“. Bereits 1916 empfiehlt er Felice Bauer Johann Peter Hebels „Schatzkästlein“ als seine Lieblingslektüre und träumt davon, wie dieser ein Dichter zu sein, „der im Sonnenlicht Geschichten schreibt“. Bezögen sich die steten Selbstvorwürfe Kafkas zunächst noch auf sein Versagen im Sozialen, so betrachte er sich ab 1922 auch als Schriftsteller als gescheitert. Zwar habe Kafka keineswegs naiv die Idylle geliebt, aber eine Ahnung von einer nicht entfremdeten Welt, vom „rechten Tun und Leben“ (Eichendorff) habe ihn doch umgetrieben. In seinen weiteren Ausführungen bezog Born eine Bemerkung Kafkas aus einem Brief an Felice Bauer („Du warst im Richtigen, soweit es auf Dich allein ankam“) auf ein Flaubert-Wort („Ils sont dans le vrai“), was im Anschluß an seinen Vortrag kontrovers diskutiert wurde.

Die „Mythen über Kafkas Tschechisch“ einer kritischen Betrachtung zu unterziehen, hatte sich Marek Nekula (Regensburg) zur Aufgabe gemacht. Über Kafkas

Beziehung zur tschechischen Kultur und Sprache gebe es sehr unterschiedliche Auffassungen. Sie oszillieren zwischen den extremen Positionen, Kafka sei völlig zweisprachig gewesen, und andererseits, er habe kaum seiner Arbeit nachgehen können, sobald dies den Gebrauch der tschechischen Sprache erfordert habe. Grundlage dieser Verwirrung seien widersprüchliche Angaben von Kafka selbst. Seine Personalakte weist ihn als in beiden Sprachen arbeitsfähig aus; offizielle Briefe in tschechischer Sprache ließ er sich jedoch von Josef David, dem Ehemann seiner Schwester Ottila, übersetzen. In Kafkas Familie habe deutlich das Deutsche dominiert, während im Haushalt – man hatte „böhmisch“-sprachiges Personal – meist Tschechisch gesprochen wurde. Mehrere tschechischsprachige Briefe, die Kafka ohne fremde Hilfe verfaßt habe, zeigen, daß sein Schrifttschechisch keineswegs fehlerlos war. Da die Originalmanuskripte praktisch nicht zugänglich sind, mußte ihre korrigierte Veröffentlichung einen falschen Eindruck von Kafkas Tschechischfertigkeiten erwecken, der dann symbolisch-nationalistisch aufgeladen werden konnte. Die von Hartmut Binder und Klaus Wagenbach in Deutschland herausgegebenen tschechischen Briefe Kafkas hingegen enthalten mehr Fehler als die Originalmanuskripte, was durch Deformationen bei der Drucklegung verursacht wurde.

Anhand von frühen tagebuchartigen Notizen Kafkas erläuterten Peter Staengle und Roland Reuß, die Herausgeber der historisch-kritischen Kafka-Ausgabe sämtlicher Handschriften, Drucke und Typoskripte im Stroemfeld Verlag, ihr editorisches Projekt. Die Stroemfeld-Ausgabe bietet eine diplomatische Umschrift neben dem Faksimile-Druck der betreffenden Seite sowie Marginalien. Zugunsten der Darstellung verzichtet sie auf Beschreibungen des Originals, gibt auch Gestrichenes wieder, nimmt keine Genre-Zuordnungen der Texte vor und legt hohen Wert auf Überprüfbarkeit und Transparenz. Die Herausgeber wenden sich gegen die „Mythologie einer genauen Datierbarkeit“ selbst im Fall der Tagebücher. Sie weisen darauf, daß die Ausgabe des S. Fischer Verlags den literaturwissenschaftlich ungeklärten Status der Tagebücher nicht einmal in einer Annotation anmerke und so den falschen Anschein eines zusammengehörigen Textes erwecke, der als solcher jedoch erst von Max Brod konstituiert worden sei. Kafka habe die Eigenart gehabt, eine unterbrochene Textproduktion wieder aufzugreifen, indem er häufig an einer späteren Stelle seines Schreibheftes einen dem bereits Geschriebenen inhaltlich vorangehenden Textabschnitt notiert habe. Zudem sei der Überlieferungsstand problematisch, weil Kafka später diese Hefte aufgelöst hat, um eine bestimmte Reihenfolge der Einzelblätter herzustellen. Erst Brod habe dann – notgedrungen – selbst eine Abfolge festgelegt. Aus der Fischer-Ausgabe sei der Überlieferungsstand jedoch nicht rekonstruierbar, und da Kafkas Manuskripte vom Zerfall bedroht seien, leiste die historisch-kritische Ausgabe neben der philologischen Forschung auch eine Sicherung der Grundlagen. Sie verzichtet deshalb immer dann darauf, einen Lesetext herzustellen, wenn keine von Kafka selbst autorisierten Drucktexte vorliegen.

Den abschließenden Tag der Kafka-Konferenz eröffnete Andreas Ströhl (München) mit einem Bericht über die touristische Vereinnahmung Kafkas und die Bildung und Vermarktung von Legenden um den Autor im Zeichen und Dienst der Kommerzialisierung seines Namens und Gesichts. Weil Prag den Ruf einer literarischen Metropole Altmitteleuropas hat, zeitgenössische tschechische Autoren im

Ausland aber weitgehend unbekannt seien, fokussierte sich die Aufmerksamkeit der Touristen in den neunziger Jahren auf den bekannten Namen Kafka. Während sich das tschechische Lesepublikum für Kafka wenig interessierte, wurde er für die zahlreicheren jungen, akademisch gebildeten US-Amerikaner in Prag schnell zur Ikone. Sie besetzten das Kafka-Bild und führten es – unterstützt von dankbaren Touristen aus dem Westen, denen nun ein ihre Ängste und Phobien vor dem „Osten“ entlastendes Konkretum angeboten wurde – einem konsequenten *Merchandising* zu. Anhand einer kurzen Analyse des Films „Kafka“ von Steven Soderbergh legte der Referent dar, wie die Erlebniserwartungen westlicher Touristen hinsichtlich Prags und seines „Zaubers“ medial vorstrukturiert werden. Hinzu komme noch die spezifische Eignung Kafkascher Texte zur Auffüllung semantischer Leerstellen durch vom Rezipienteninteresse generierte Projektionen. Aus der Kurzanalyse eines weiteren Films, „Pola X“ von Leos Carax, leitete Ströhl eine Opposition ab, die dem Osten Europas aus westlicher Sicht unheimliche, erotisch-verlockende und bedrohliche Qualitäten zuordne. Die Verunsicherung der Prag-Besucher angesichts der abgründigen, unverständlich erscheinenden, erdrückenden Geschichtlichkeit Prags breche sich in Form eines einzigartig oberflächlichen Kafka-Kultes Bahn: Kafka muß, als wäre er von E.T.A. Hoffmann erfunden, als ahasverischer Wiedergänger auf tausend T-Shirts und Devotionalien durch die Gassen – und Kassen – der Altstadt laufen, um die bösen Geister des bedrohlich vertraut wirkenden Unverständlichen, Abgründigen zu bannen, eine Kompensation und psychohygienische Entlastung. Sie bietet die kleinere, die käufliche Katharsis, den wohlfeilen Ablaß.

Eduard Goldstücker bemühte sich seit der Kafka-Konferenz von Liblice, zu veranlassen, daß Franz Kafka in Prag ein Platz oder eine Straße gewidmet werde. Dies schien zunächst aus ideologischen Gründen undenkbar. Vor 1989 – darauf hatte bereits Karin Andert in ihrer Einführung hingewiesen –, war Kafkas Werk in der Tschechoslowakei kaum erhältlich gewesen, außerhalb des engeren literaturwissenschaftlichen Diskurses habe Kafka nur eine geringe Rolle gespielt. Doch auch nach 1989 stieß ein solches Vorhaben auf „unüberwindliche“ Hindernisse, deren Begründung seitens des Prager Magistrats voller offenkundiger Widersprüche war, und die in Goldstücker die Vermutung aufstiegen ließen, die wahren Gründe für die Ablehnung würden nicht genannt werden. Bei all den Umbenennungen, die nach der Wende stattfanden, kam kein einziger der berühmten Prager jüdischen und Deutschschreibenden Autoren in den Platz- und Straßennamen Prags zum Zug. Deshalb vermutete Goldstücker, daß in der heute tschechischen Stadt kein Platz für ihre vergangene deutschsprachige Kultur sei. Katarina Holländer (Zürich) ging detailliert den Peripetien nach, die schließlich nach 37-jähriger Anstrengung erst im Jahr 2000, als Prag, eine der europäischen Kulturhauptstädte der Jahrtausendwende, unter drückender Aufmerksamkeit des Auslands stand, und als die internationale Presse bereits auf die Farce um die Namensgebung aufmerksam zu werden begann, zu einer bizarren Einweihung eines Franz-Kafka-Platzes – oder eigentlich: Plätzchens – führten.

Prag hat tatsächlich seit dem letzten Jahr einen Franz-Kafka-Platz, tschechisch, wie gesagt, *Náměstí Franze Kafky*. Und seither entdecken ihn immer mehr Besucher der Stadt: *Franze Kafky*. Nicht wenige vermuten, das müsse wohl der „richtige“ „tschechische“ Name Kafkas

sein [...]. Im Mai 2000 konnte man etwa in der Zeitschrift „Schweizer Buchhandel“ erfahren: „Franze Kafky ist allgegenwärtig“ – so war der Beitrag zur Prager Buchmesse betitelt. Das „kafkaeske Prag“ hatte den Verfasser bezaubert, und er berichtete, der Schriftsteller werde „auf tschechisch“ Franze Kafky geschrieben.

Petr Brod (Prag/München) wies in seinem abschließenden Spontanreferat darauf hin, daß Aussagen über die Zugehörigkeit zu kulturell-ethnischen Gruppen ebenso wie über familiäre Hintergründe in Prag kaum anhand sprachlicher Kriterien zu treffen und schon gar nicht in Nebensätzen zu behandeln seien, sondern vielmehr genaue Kenntnisse der Situation der Prager Juden erforderten. Der Name „Kafka“ etwa tauche Anfang des 17. Jahrhunderts in Prag auf und finde sich seither mit mittlerer Häufigkeit unter den dortigen jüdischen Familien. Brod warnte vor vorschnellen Rückschlüssen. So seien 1790 alle Juden in den österreichischen Kronländern gezwungen worden, deutsche Namen anzunehmen. Bis 1848 habe es eine Verpflichtung für Juden gegeben, deutsche Sprachkenntnisse nachzuweisen und Pflichtschulen mit deutscher Unterrichtssprache zu unterhalten. Ihre Umgangssprache sage deshalb so wenig über ihre ethnische Zugehörigkeit aus wie etwa die Sprache ihrer Grabsteine.

Die abschließende Diskussion kreiste zunächst um die 3,20 m hohe bronzene Kafka-Statue von Jaroslav Róna, die ein „wandelnder Wintermantel“ mit einem kleinen Kafka auf der Schulter, demnächst in der Věžeňská aufgestellt werden soll – „eine Dienstleistung für Ausländer“ –, wie die Zeitschrift „Týden“ explizit schrieb. Zum anderen wurde das humoristische Element der Texte Kafkas hervorgehoben. Bei „nicht verbildeten Lesern“ erzielten sie, so Binder, „von Kafka intendierte Heiterkeitserfolge“. Born ergänzte, Rilke habe über „Die Verwandlung“ „ganz schrecklich gelacht“.

Schwierigkeit, aber auch Verdienst der Tagung „Franz Kafka in Prag und anderswo“ war es, zugleich nach Wirkungen Kafkas auf Prag zu fragen und nach Spuren von Prag in Kafkas Texten. Das sich daraus ergebende Paradoxon konnte zwar durch zeitweise Isolation beider Fragestellungen momentan ausgeblendet werden. Wie die Frage nach der Welt im Gehirn und dem Gehirn in der Welt hatte die Veranstaltung jedoch ihre stärksten Momente dort, wo beide Dominanzansprüche ungedämmt aufeinanderprallten und ineinandergriffen. Das anwesende (Laien-)Publikum, beeindruckend in seiner Durchhalte-, Absorptions- und Begeisterungsfähigkeit, schien jedenfalls die Vorträge, die beide Positionen integrierten, vorrangig zu goutieren. Čermáks ebenso lehrreiche wie unterhaltsame Ausführungen über Michal Mareš als „Zeitzeugen“ Kafkas verdienen hier besondere Erwähnung. Die eher journalistisch geprägten Beiträge – vor allem der penibel recherchierte Katarina Holländers – boten naturgemäß am ehesten Anknüpfungspunkte für weiterführende Gespräche. Dennoch spielte sich die Diskussion der Referate überwiegend im Kreise der Kafka-Koryphäen selbst ab. Jedoch deutete sich nicht nur ein Generationswechsel in der Kafka-Forschung an, es wurde vielmehr auch augenfällig, daß weiterführende Bestrebungen, dem Leben und Werk Kafkas noch nicht entdeckte Seiten abzugewinnen, sicherlich nur in einem engen, integrativen Verbund germanistischer wie bohemistischer Untersuchungen möglich sein werden. Der Tagung der Evangelischen Akademie in Rothenburg kommt das hohe Verdienst zu, Kafka als spannendes Sujet

biographischer, kulturgeschichtlicher, produktionsästhetischer, textanalytischer und rezeptionsgeschichtlicher Fragestellungen so interessant neu etabliert zu haben, als gäbe es nicht bereits eine auch für Spezialisten nicht mehr zu überschauende Flut von Publikationen und Forschungen zu Franz Kafka.

München

Andreas Ströhl